

# Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 3 . . . . . Beilage zur Gleichheit . . . . . 1915

**Inhaltsverzeichnis:** Herbst. Gedicht von Frey Nid. — Karoline Schlegel-Schelling. Von Anna Blos. (Fortsetzung.) — Hauswirtschaftliche Sorgen und Forderungen. — Die Mutter als Erzieherin. — Feuilleton: Beim Gemeindevorsteher. Von J. Kufjaer. (Schluß.)

## Herbst.

Rotgoldne Sonne Liegt auf dem Wald, Die lieben Blätter Sterben bald.	Draußen im Feld Sturmschwangre Ruh, Viele müde Augen Fallen zu.	Viele junge Herzen Brechen auf, Rotgoldne Sonne Liegt scheidend darauf.
---	--	--

Frei Nid.

## Karoline Schlegel-Schelling.

Ein Lebensbild aus Deutschlands klassischer Zeit. Von Anna Blos.  
(Fortsetzung.)

Einer der ersten Briefe Karolinens aus der neuen Heimat berichtet von dem Besuch bei Schiller, dem eben sein zweiter Sohn geboren war. Sie fand ihn schöner, als sie erwartet hatte, und gar freundlich und gut. Auch Goethe war „holbfelig“. Trotz seiner Karpulenz war er zu Pferd gekommen, den letzten Teil seines Manuskripts von Wilhelm Meister hinten aufgebunden. Die Atmosphäre, in der sich Karoline nun bewegte, entsprach ganz ihrem lebhaften Naturell und ihren geistigen Interessen. Ihr Haus war bald der Mittelpunkt eines anregenden literarisch tätigen Kreises, als dessen Höhepriesterin sie häufig bezeichnet wurde. Auch in Weimar war Karoline ein gern gesehener Gast. Bei Herder, der sie „entzückt und fast verliebt gemacht“ hatte, war sie zum Tee. „Sein lurländischer Akzent strichl ein schon das Herz, und nun die Leichtigkeit und Würde in seinem ganzen Wesen, die geistreiche Anmut in allem, was er sagt, — so hat mir seit langer Zeit kein Mensch gefallen.“ Seine Frau Karoline, geborene Plachland, die ebenfalls im Weimarer Kreis eine bedeutende Rolle spielte, hatte sich Karoline kleiner, sanfter, weiblicher gedacht. Auch Wieland traf sie, der über alles schimpfte, aber gerade an dem Tage in außerordentlich guter Laune gewesen sein soll. Sie war erstaunt, daß er von ihr nachher Gutes gesagt habe. Goethe gab Schlegels zu Ehren ein „allerliebste“ Diner, das Karoline sehr anziehend schildert. „Sehr nett, ohne Überladung, er legte alles selbst vor, und so gewandt, daß er dazwischen noch Zeit fand, uns irgendein schönes Bild in Worten hinzustellen.“ Gern wäre sie noch länger dort geblieben, um nicht allein zu hören, sondern auch zu sehen. Sie fand, die Umgebung paßte zum Besucher, der alles mit dem künstlerischen Sinn, den er in alles legte, geordnet hatte. Diesen künstlerischen Sinn vermied sie nur in der Verbindung Goethes mit Christiane Pulpius, die sie übrigens ganz ohne Vorurteile schilderte. Sie meinte nur, Goethe hätte sich lieber eine schöne Italienerin mitbringen sollen.

Das gemeinsame Arbeiten und Aufgehen in geistigen Interessen mit ihrem Mann — was Karoline in ihrer ersten Ehe so sehr vernichtete hatte —, der anregende Freundeskreis, zu dem auch Fichte sich gesellte, namentlich auch die Entwicklung ihrer Tochter, die nun schon neben die Mutter trat und beachtet wurde: alles dies trug dazu bei, daß Karoline jetzt wirklich innerlich glücklich war. „Wären wir so reich wie feilig!“ ruft sie einmal aus. Wie sie in dieser Glückseligkeit auf andere wirkte, geht aus einem Briefe des Schriftstellers Falk an A. W. Schlegel hervor: „Welch eine Frau! Ihre echt genialische Art, Werke der Kunst ins Auge zu fassen, ihr freier, von allen Fesseln des Schulzwanges entesselter Geist, der seine Falt im einzelnen, verbunden mit einem festen Überblick des Ganzen, und dabei die Grazie der Weiblichkeit, die sich über alles verbreitet, was sie sagt und tut, macht sie mir mit jedem Tage schätzbarer. Wäre sie nichts als ein gewöhnliches Weib, so würde ich Sie bitten, sie dieses Blatt nicht lesen zu lassen, oder vielmehr ich würde es nicht schreiben; aber bei einem Wesen dieser Art ist ein solcher Ausdruck weiter nichts als schuldiger Tribut, den man der Wahrheit abträgt, und wobei man nichts gefährdet. Denn jeder größere Mensch hat auch immer für sich den reichlichsten Maßstab.“ Zu den Arbeiten, bei denen sie ihres Gatten treue Helferin war, gehörte vor allem dessen Übersetzung der Shakespearedramen. Auch sonst scheint sie schriftstellerisch tätig gewesen zu sein, ließ aber ihre Arbeiten unter A. W. Schlegels Namen veröffent-

lichen. Das geht aus den Briefen ihres Schwagers Friedrich hervor, der immer wieder Beiträge von ihr erbittet. Er weist sie darauf hin, daß ihr eigentliches Feld Briefe und Rezensionen sind, da sie da am besten ganz individuell, das heißt sie selbst bleiben kann.\*

Zu den Briefen aus jener Zeit taucht häufig der Name des Philosophen Schelling auf, der täglicher Tischgast im Schlegelschen Hause war. „Einen Menschen, um Mauern zu durchbrechen“, nennt ihn Karoline, „eine rechte Natur, als Mineralie betrachtet, echter Granit.“ „Wo wird Schelling, der Granit, eine Granitin finden“, fragte Friedrich Schlegel in einem Briefe an die Schwägerin. „Wenigstens muß sie doch von Basalt sein, denn ich glaube, er hat eine tant soi peu Liebesfähigkeit.“ Ein schönes Wort fand Friedrich Schlegel für den Freundeskreis, der sich um Karoline gesammelt hatte: „Wir gehören doch alle zu der einen Familie der herrlichen Verbannten.“ Um nur einige davon zu nennen, sind es außer Schelling Hardenberg, Tieck, Schleiermacher, Fichte, auch Schiller und Goethe, die Mitarbeiter waren an der von den Schlegels herausgegebenen Zeitschrift „Athenäum“. Das Band unter ihnen allen war Karoline, deren lebhafter Geist es verstand, aus jedem das Beste herauszuholen, anzuregen, zu kritisieren und die richtige Form zu finden, wo Tadel nötig war. „Wie schön haben Sie es beschrieben, wie es einem geht mit dem Tadeln und Andern und Streichen!“ schrieb ihr Dorothea Veit, die Freundin und spätere Gattin Friedrich Schlegels. Und aus einem Brief von Dorothea an Rachel Levin entnehmen wir, daß Karoline niemals schmeichelte: „Was schätzbar an ihr ist, das ist ihre zwar etwas harte, aber immer brave Gradheit und Aufrichtigkeit. So urteilt sie auch über jedes Werk der Kunst und über alles ganz dreist, was aber an anderen arrogant wäre, liegt bei ihr in der Unbefangenheit und unbefonnenen Rücksichtslosigkeit ihres Charakters.“ Ubrigens durchschaute Dorothea das Verhältnis von Karoline zu ihrem Gatten: „Ihre Koketterie gegen Wilhelm gab mir die Vermutung, daß sie ihn nicht liebt.“ Auch erklärte sie die von allen ihrer Lebenswürdigkeit wegen gepriesene Karoline für hart, „hart wie Stein“. Das anfänglich gute Verhältnis der beiden Schwägerinnen erlitt allmählich schwere Störungen, von denen auch die Brüder Schlegel nicht unberührt blieben.

Eine schwere Krankheit erforderte eine Baderkur für Karoline. Sie reiste mit ihrer Tochter nach Vöckel. Schelling wollte ihr dort folgen in der unverkennbaren Absicht, Auguste in dem engen Zusammenleben der Reise näherzutreten und ihr Herz und Hand anzubieten. Inbessenen schwankte wohl seine Neigung zwischen Mutter und Tochter hin und her und gab bei dem freundschaftlichen Verhältnis, in dem sie zueinander standen, zu mancherlei Redereien Anlaß. So schrieb Auguste an Schelling von Bamberg aus: „Wenn ich noch so viel Rarrenspossen treibe, um Mütterchen zu unterhalten, und es will nichts anschlagen, so sage ich nur: wie sehr er dich liebt, und sie wird gleich mutig; das erstemal, als ich es ihr sagte, wollte sie auch wissen, wie sehr Du sie denn liebtest, da war nun meine Weisheit aus, und ich half mir nur geschwind damit, daß ich sagte: mehr als alles. Sie war zufrieden, und ich hoffe, Du wirst es auch sein.“ Wie tief Karolinens Neigung zu Schelling ging, sprach sie in einem gleichzeitig geschriebenen Brief an diesen aus: „Du weißt, ich folge Dir, wohin Du willst, denn Dein Tun und Leben ist mir heilig, und im Heiligtum dienen — in des Gottes Heiligtum — heißt herrschen auf Erden.“ Der Zwiespalt, in den Schelling vielleicht gekommen wäre, in schwankender Neigung zwischen Mutter und Tochter, löste der große Weltbezwinger Tod. Auguste erlag der Ruhr im blühendsten Alter in Vöckel am 12. August 1800. Der Schlag traf alle fürchtbar hart, die das liebliche junge Mädchen kannten.

Am schwersten litt natürlich die Mutter, die ihr Kind vergöttert hatte. Es ist begreiflich, daß sie sich in ihrem Schmerz noch enger als vorher an Schelling angeschlossen, dem ja durch diesen Tod auch eine frohe Lebenshoffnung zerstört war. Auguste hatte aber auch das Band zwischen Schlegel und Karoline fester geknüpft. Nach ihrem Tode begann es sich in dem Maße zu lockern, in dem die Neigung zwischen Karoline und Schelling wuchs. Karoline verbrachte nach

\* August Wilhelm Schlegel bezeugt von jenen Aussägen, sie seien „von der Hand einer geistreichen Frau, welche alle Talente besaß, um als Schriftstellerin zu glänzen, deren Ehrgeiz aber nicht darauf gerichtet war“.

Augustens Tod längere Zeit in Braunschweig bei ihrer Mutter, während Schlegel sich in Berlin aufhielt. Es entspann sich ein lebhafter Briefwechsel mit Schelling, der wohl den Entschluß der beiden stärkte, sich für immer anzugesellen. Immer wieder legte Karoline Schelling ans Herz, Goethe die Schätze seines Innern aufzuschließen und viel bei ihm zu sein. Sie will leben, weil Schelling ihr das Leben wieder lebenswert macht, und ihre Natur hilft ihr, den großen Schmerz über den Tod der Tochter zu überwinden: „Das ist mein innerstes Leben, daß ein Lächeln grenzen kann an die unsäglichste Not.“

Sie versuchte noch einmal, das Zusammenleben mit Schlegel wieder aufzunehmen. Sie ging nach Jena und richtete die häusliche Lage für ihn ein, wartete aber vergeblich auf ihn. Er war in Berlin gefesselt, während seine Frau ihr möglichstes tat, um ihm ein angenehmes Leben in Jena zu bereiten. Ihr verdankte er es, daß Goethe sich der Aufführung seines Trauerspiels „Ion“ annahm. Der Bericht, den Karoline von der Aufführung in Weimar gab, bei der Goethe eine geradezu glänzende Regiekunst einfallte, kann als ein Meisterstück kritischer Beobachtung bezeichnet werden. Sehr amüsant ist dabei ihre Schilderung des Weimarer Publikums. Die strenge Scheidung zwischen Adel und Bürgertum, die Intrigen der verschiedenen Literaten, der Neid der großen Geister, von dem sie auch Herder und Schiller nicht freispricht: das alles zeigt einen scharfen, oft rücksichtslos beobachtenden Geist. Um so größer ist Karolinens Bewunderung und Dankbarkeit für Goethe. „Er hat mit unendlicher Liebe an Dir und dem Stück gehandelt“, meldet sie Schlegel. Goethe spendete aber auch einer Kritik, die Karoline über den „Ion“ veröffentlicht hatte, ohne sie als Verfasserin zu kennen, großes Lob und rühmte Schelling die reine und schöne Ansicht darin.

Da Schlegel den wiederholten Aufforderungen, nach Jena zu kommen, nicht Folge leistete, machte sich Karoline auf, ihn in Berlin zu besuchen, um zu endgültiger Klarheit zu gelangen. Dort kam sie zu der Erkenntnis, daß ein Zusammenleben mit Schlegel nicht mehr zu ermöglichen sei, und beide wandten sich mit einem Gesuch um Scheidung an den Herzog von Weimar. Sie schildern darin die Veränderungen, die in ihrer sechsjährigen Ehe eingetreten sind, und die Notwendigkeit vollkommener Freiheit und Ruhe für die durch den Verlust der Tochter schwer geprüften Karoline und den durch seine literarische Tätigkeit sehr in Anspruch genommenen August Wilhelm Schlegel. Die Trennung wurde vollzogen, und beide blieben auch weiterhin in achtungsvoller Freundschaft verbunden. Natürlich fehlte es auch jetzt wieder nicht an Klatschereien und Verleumdungen aller Art. Karoline setzte sich in vornehmer Weise darüber hinweg. Sie nennt die Welt, der sie entstammt, eine andere als die, der sie angehört. „Man kann nie wissen, was geschieht und ein Mensch zu tun gezwungen wird,“ entgegnet sie den Freunden, die an ihr zweifeln. Als Fundament jeder echten Freundschaft stellt sie den Satz auf: „Dieser oder jene mögen tun, was sie wollen, so werden sie doch etwas behalten, was aller Freundschaft wert ist und ich nicht von meinem Herzen reißen will.“ Die Trauung mit Schelling fand im Mai 1803 statt. (Schluß folgt.)

o o o

### Hauswirtschaftliche Sorgen und Forderungen.

Je kürzer die Tage werden, um so sorgenvoller blickt die Hausmutter in der Familie des Arbeiters, Handwerkers, Unterbeamten, kurz der kleinen Leute, der nächsten Zukunft entgegen. Der nahende Winter bedeutet für sie jederzeit eine Erhöhung der Haushaltskosten, aber auch der Arbeit und Mühen der Wirtschaftsführung. Der heutige Winter jedoch wird wie sein Vorgänger, ja vielleicht noch mehr als er, ein Sorgen- und Lastenbringer sein. Der Krieg steigert die hauswirtschaftlichen Ausgaben geradezu ungeheuer, erschwert das Haushalten und bürdet Millionen von Frauen zu den häuslichen Verrichtungen noch Erwerbsarbeit auf. Die Kosten der wichtigsten Lebensbedürfnisse haben eine Höhe erreicht, die in schreiendem Gegensatz zu dem kärglichen Wirtschaftsgeld der meisten Hausmütter steht. Manche gewöhnten, ja unentbehrlichen Gegenstände des täglichen Verbrauchs sind sehr knapp geworden und für Leute mit einem kleinenbeutel geradezu unerhältlich und unerschwinglich. So wachsen Sorgen und Nöte in der Familie des arbeitenden Volkes, zumal dann, wenn der Vater unter der Fahne steht oder gar — in wie vielen Fällen! — fern von seinen Lieben ein vorzeitiges Ende gefunden hat oder wohl auch als Verwundeter, als Krüppel in einem Lazarett liegt. Nun heißt es für die Frau, die Mutter: verdienen, möglichst viel verdienen! Die Hausarbeit aber bleibt ihr, sie kann sich nicht gleich der reichen Dame ein Zimmermädchen und eine Köchin mieten, ja sie ist meist

außerstande, auch nur für einige Tage im Monat eine Wäscherin zu bezahlen, und wenn es im Heim eine herangewachsene Tochter gibt, die helfen könnte, so muß diese gewiß auch dem Erwerb nachgehen. Unter solchen Umständen ist für die Frau des kleinen Mannes alles von großer Wichtigkeit, was dazu beitragen kann, den Haushalt zu verbilligen und zu vereinfachen: Geld, Zeit, Arbeit, Kraft zu sparen. Sehen wir zu, ob trotz des Krieges nicht in mehr als einer Beziehung die Möglichkeit dazu vorhanden wäre.

Mit großer Bangigkeit denkt die Hausfrau in den ärmeren und wenig bemittelten Schichten, wie es im Winter mit der Beleuchtung werden wird. Mit einem Stoßseufzer der Erleichterung begrüßte sie die Nachricht, daß nach einer Verfügung des Bundesrats vom 15. Juli an das Liter Petroleum im Kleinverkauf nicht mehr als 82 Pf. kosten darf, wenn man es abholt, und nicht mehr als 84 Pf., wenn es ins Haus geliefert wird. Hatte sie doch 70 Pf. und mehr dafür auf den Ladentisch legen müssen! Allein mit der Verbilligung des Petroleums allein ist es noch nicht getan. „Reis und Pflaumen sind ein schönes Gericht“, heißt es bei Frh. Reuter, „aber man muß es haben.“ Es fehlt an Petroleum. Nach dem, was die Zeitungen schreiben, kann in Deutschland nur etwa der fünfte Teil des Bedarfs daran gedeckt werden. Bei dieser Feststellung erinnert sich die Frau mit Schrecken des vorigen Winters. Welches Elend, als man nur alle vierzehn Tage und später nur alle drei Wochen ein Liter Petroleum erhielt, und auch das nicht immer ganz sicher!

In der Familie des werktätigen Volkes ist das Petroleum der Hauptbeleuchtungsstoff. Hier kann die Hausmutter nicht mit den Hühnern schlafen gehen, auch wenn sie es in ihrer Müdigkeit manchmal gern täte. Sie ist abends die letzte, die das Lager sucht, und morgens die erste, die von Pflichten wieder aufgeschreckt wird. In den kurzen Tagen muß sie lange bei künstlicher Beleuchtung schaffen. Die jüngeren Kinder brauchen Licht bei ihren Schulaufgaben, der Vater und die älteren Geschwister können nicht im Dunkeln sitzen, wenn sie von der Arbeit heimkommen. Und in wie vielen Familien muß für jung und alt bei der Heimarbeit der Tag bis tief in die Nacht hinein verlängert werden, wenn das Salz zum Brot verdient werden soll! Man vergesse auch nicht die vielen alleinstehenden Mädchen und Witwen, die sich als Heimarbeiterinnen armselig genug durchschlagen. Sehr viele Arme und Kleine leben außerdem in Wohnungen, die in hochummauerten Höfen usw. gelegen sind, in Wohnungen, die keine großen, breiten Fenster haben und wo es im Winter spät Tag und früh Nacht wird.

Wer diese Verhältnisse kennt, der empfindet es auch, daß in dem kommenden Winter die Beleuchtungsfrage eine schwere Sorgenfrage für die Frauen der breiten Volksmasse sein wird. Eine tröstliche Aussicht scheint allerdings zu winken. Petroleumlampen, so heißt es, können leicht für Spiritusglühlicht eingerichtet werden. Das klingt recht schön, aber die Möglichkeit hat gerade für die Hausmutter in den Familien der Unbemittelten mehr als einen Galen. Die Industrie hat die Schwierigkeiten überwunden, in genügender Zahl gute Spiritusbrenner ohne Verwendung von Kupfer und Messing herzustellen. Allein diese sind nichts weniger als billig, wenigstens für die Leute, die jeden Pfennig vierteilen sollten, um durchzukommen. Die „Spiritus-Glühlicht-Kriegsgesellschaft“ vertreibt den Spiritusbrenner „Kriegslicht“ einschließlich Docht zu einem Preis, daß er im Kleinhandel für 4 Mk. zu haben ist. In diesem Betrag sind aber die Kosten des Zubehörs nicht inbegriffen: Glühstrumpf, Zylinder, Füllstück und Füllmännchen, die sich zusammen auf 1,25 Mk. stellen. Macht also im ganzen nach Adam Riese 5,25 Mk., eine Kleinigkeit für die Begüterten, eine Summe, die sehr viele Hausmütter auch dann noch erschrecken wird, wenn sie — wie es geplant war — allmählich abgezahlt werden kann. Es ist erforderlich, daß Glühkörper und Zylinder von besonders guter Beschaffenheit sind, sie sollen deshalb nur von bestimmten Firmen in den Handel gebracht werden. Es würde ein Wunder sein, wenn das nicht gegen entsprechenden Preis der Fall wäre. Und die Herrichtung der Petroleumlampe für Spiritusglühlicht scheint auch nicht ganz einfach zu sein. Ein Füllstück mit passendem Anschlußgewinde muß zwischen Lampensockel und Brenner angebracht werden. Die Umänderung, so heißt es, „setzt eine gewisse Sachkunde voraus“. Die Kriegslicht-Gesellschaft empfiehlt deshalb, sie von dem Kleinhandler vornehmen zu lassen, bei dem der Brenner gekauft werde. Aber wird die Umänderung immer möglich sein? Häufig genug mußte die Hausfrau beim Ankauf ihrer Lampen auf die Billigkeit sehen, und sie sind schlecht. Oder auch: sie sind schon alt und abgenutzt. Kurz, das Herrichten zahlt sich nicht aus oder ist überhaupt unmöglich.

Dazu fehlt es an der sicheren Gewähr, daß das Spiritusglühlicht nicht doch ziemlich teuer zu stehen kommen wird. Die Kriegslicht-

Gesellschaft berechnet, daß der neue Spiritusbrenner in der Stunde ein Zwölfliter Brennstoff verbraucht, was bei einem Preis von 60 Pf. für das Liter Spiritus 5 Pf. ausmachen würde. Will man jedoch die gleich starke Helligkeit haben, so muß man offenbar mit einer öfteren Erneuerung des Dochtes rechnen, der etwa 25 Pf. kostet. Jedoch das ist nicht die Hauptsache. Entscheidend wird der Preis des Spiritus sein. Gerade wenn die Beleuchtungsfrage zur Notfrage wird, liegt die Gefahr nahe, daß einzelne die Lage zur Erzielung besonders seltener Profite ausnützen. Das Wort „Wucherpreise“ ist auf allen Lippen. Sicherlich würde die reiche Kartoffelernte die Möglichkeit bieten, Brennspritus zu billigen Preisen zu vertreiben. Aber welche Hausfrau kann glauben, daß diese Möglichkeit im Interesse des arbeitenden Volkes ausgenutzt wird, nachdem heute nicht einmal die Speisepotatofeln wohlfeil geworden sind, die doch den Unbemittelten häufig Brot, Fleisch und Fett ersetzen müssen. Und die Reichsregierung hat nicht preisregelnd eingegriffen. Sogar ein Blatt wie die „Soziale Praxis“, das gutgesinnt bis zum Tüpfelchen über dem i ist, erklärt in der Frage: „Die Regierung spricht in rosenroter Zuversicht von einer etwaigen Ermäßigung der Spirituspreise, während doch die bitteren Erfahrungen des ersten Kriegsjahres im entgegengekehrten Sinne sprechen, falls nicht die Behörde sich zum Eingriff in das Preisgetriebe entschließt!“ Allein sogar den günstigsten Fall angenommen, daß der Brennspritus ausreichend und zu erschwinglichen Preisen zu haben sein wird, bleibt eine Tatsache bestehen. Wie bei der Petroleumlampe, so erfordert auch bei der Spiritusglühlampe das Nichten, Putzen und Sauberhalten viel Zeit, Mühe und Aufmerksamkeit, ja es scheint besonders umständlich zu sein. Zeit ist heute für viele Hausmütter Geld, Geld in der buchstäblichsten Bedeutung des Wortes, denn sie müssen erwerben.

Die Zeiten liegen zum Glück hinter uns, wo die Petroleum- oder Spiritusglühlampe den höchsten Fortschritt künstlicher Beleuchtung darstellte. Wissenschaft und Technik im Bunde haben uns Licht geschaffen, das an Leuchtkraft und Billigkeit Petroleum und Spiritus übertrifft und obendrein Arbeit und Zeit spart. Wir haben Gas und Elektrizität. Wie hell ist es dort, wo sie zur Beleuchtung dienen, und wie freut man sich, daß es kein Einfüllen von Brennstoff, kein Dochtputzen usw. gibt. Am größten sind ja die Vorzüge des elektrischen Lichtes. Da bedarf es nicht einmal mehr des Anstehens mit einem Streichholz, eine leichte Handbewegung genügt. Die Gefahr fällt fort, daß jüngere Kinder in einem unbewachten Augenblick „Anzündern“ spielen, sich an der Petroleumlampe verbrennen, Gas ausströmen lassen, vielleicht einen furchtbaren Unglücksfall heraufbeschwören. Wie beruhigend ist dieser Gedanke für die Mutter, die bei der Haus- oder Verdienstarbeit die Kleinen so oft ohne Aufsicht lassen muß.

Von allen praktischen Vorteilen des elektrischen Lichtes abgesehen, spricht in der gegenwärtigen Zeit noch eine Erwägung dafür. Die Erzeugung von Gas und seine Herstellungskosten sind an die Förderung und den Preis der Kohle gebunden. Die Folgen davon liegen auf der Hand, wenn die Kohle knapp und teuer ist. Die Teuerung ist aber bereits da. Die Kohlenförderung ist für den Arbeitstag und den Kopf der beschäftigten Arbeiter während des Krieges durchaus nicht so beträchtlich gesunken, wie es von Leuten behauptet worden ist, die ihren Vorteil von hohen Kohlenpreisen haben. Die Arbeitskräfte sind nicht außerordentlich verteuert worden. Die Kohlenpreise aber sind riesig gestiegen. Die Verrechnungspreise im Geschäftsverkehr zwischen Kohlenhändlern und Zechenfirmen stiegen am 1. September 1915 nicht weniger als 15 bis 25 Prozent über denen von 1913/14. Der Groß- wie der Zwischenhandel ist rührend einmütig darin, die Kohlenpreise durch „Kriegszuschläge“ ganz bedenkenlos in die Höhe zu treiben. Und die verbündeten großen Bergwerksgesellschaften haben das Heft in den Händen und können nach Belieben schalten und walten und künstliche Knappheit nebst Teuerungspreisen schaffen. Ein Beispiel für ihre Macht. In Berlin macht sich „Kohlnot“ geltend. Warum? Weil angeblich die städtischen Gasanstalten versagen, nicht genug Koks liefern können. Der Grund dieses „Versagens“ liegt aber nicht an den Gaswerken, sondern an den großen Bergwerksgesellschaften, die wohl den Berliner Großhandel, nicht aber die städtischen Gasanstalten mit genügend Kohlen versorgen wollen. Eigens um diese dafür zu strafen, daß sie in Friedenszeiten die Interessen der städtischen Bevölkerung gewahrt und neben deutscher Kohle auch die billige und verlässliche englische Kohle verwendet haben. Wie die „Frankfurter Zeitung“ vom 20. September mitteilt, strafen die Bergwerksgesellschaften auch andere städtische Gaswerke in der gleichen Weise. Die Bevölkerung hängt also mit Heizung und Beleuchtung von den brutal eigennütigen Treibern kleiner Klüngel ab.

(Schluß folgt.)

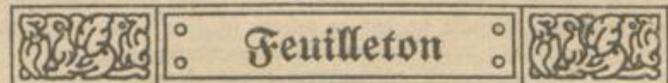
## Die Mutter als Erzieherin.

**Befehlen und Gehorchen.\*** Auch wir können den Gehorsam in der Kindererziehung nicht entbehren. Erwarten wir doch auch von dem Erwachsenen, daß er sich dem Willen der Gesamtheit füge, Disziplin übe. Aber für uns ist der Gehorsam, die Unterwerfung nicht Zweck der Erziehung — wie in der Volksschule und im Heer —, sondern nur Mittel zum Zweck. Und wir verlangen nicht blinden Gehorsam, der ohne Grundangabe sich schlechthin unterwirft, sondern freien Gehorsam, der durch Einsicht in die Gründe hervorgerufen wird.

Sowie es der Fassungskraft der Kinder einigermaßen entspricht, dann erkläre man ihnen, weshalb man etwas von ihnen verlangt. Zudem man sich selbst zwingt, eine solche Begründung zu geben, hat man die beste Kontrolle dafür, ob das Verbot wirklich notwendig war. So wird die Mutter etwa sagen: „Komm, gib mir das Buch, ich will's wieder an seinen Platz legen. Der Vater hat das Buch sehr lieb, und er wäre sehr traurig, wenn du es ihm schmutzig machtest oder zerriffest.“ Man höre auch die kindlichen Einwände ruhig und freundlich an und widerlege sie dann sachlich. Aber man vermeide es, seine Verbote durch Begründungen zu unterstützen, die nicht in der Sache selbst liegen, etwa durch Versprechungen oder Drohungen. Im vorliegenden Falle wird die Mutter also nicht sagen: „Lege das Buch hin, dann bekommst du ein Stück Zucker“; auch nicht: „Wenn du's nicht hergibst, dann sage ich es dem Vater, und der haut dich dann tüchtig.“

Vor allem soll man nicht mit erdichteten Folgen drohen, zum Beispiel „sonst kommt der Schuhmann!“ oder „der schwarze Mann wird dich holen“; oder, was im Grunde auf dasselbe herauskommt: „Der liebe Gott sieht's und wird dich strafen.“ Diese Schuchmannsmoral ist sehr wenig dauerhaft. Was man nur aus Furcht vor dem Schuhmann nicht tut, das tut man dann getrost, wenn man sicher weiß, daß keiner in der Nähe ist. Und wenn der Schulglaube an den lieben Gott, der sich um alle Kleinigkeiten kümmert und früher oder später straft, im Leben dann verloren geht, ist auch die Moral, die nur auf der Furcht vor der Strafe Gottes beruht, mit verloren gegangen.

Man suche die Gründe für seine Verbote also da, wo sie wirklich zu finden sind, nämlich in sozialen Momenten. Wenn mein Kind in öffentlichen Anlagen Blumen pflücken will, dann sage ich ihm nicht: „Tue das nicht. Wenn's ein Schuhmann sieht, wirst du bestraft.“ Sondern ich sage ihm: „Denk mal, wenn all die vielen Leute, die hier spazieren gehen, Blumen abreißen wollten, dann wäre bald kein einziges Blümchen mehr vorhanden, über das wir uns freuen könnten.“ Überall, wo das Kind in die Rechte anderer eingreift, zum Beispiel seinem Bruder ein Spielzeug wegnehmen oder ein Tier quälen will, wird man es veranlassen, sich in die Gefühle des Geschädigten hineinzufühlen, nach der schlichten, hausbadenen Weisheit: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“ Das Verbot, irgendwelche Gegenstände mutwillig zu verderben, wird man begründen mit einem Hinweis auf die Arbeit, die in dem betreffenden Gegenstand verkörpert ist. Unsere Kinder sollen Achtung vor der menschlichen Arbeit haben und sollen beizeiten lernen, daß das Eigentumsrecht nur ein Gebrauchsrecht, nicht ein Mißbrauchs- und Zerstörungsrecht verleiht. — Eine solche sozial begründete Moral ist nicht der Gefahr ausgesetzt, im Leben draußen in die Brüche zu gehen, wie die religiös verankerte Moral.



### Beim Gemeindevorsteher.\*\*

(Schluß.)

Die freie Armenkasse war jedoch Hans Nielsens Augapfel. Es war bei diesem sonderbaren Administrationstalent zur fixen Idee geworden, daß die Mittel dieser Kasse vor allem und zuzörderst dazu da wären, aufbewahrt zu werden. Er setzte seinen Stolz darin, den anderen Gemeindevorständen gegenüber damit prahlen zu können, wie viele Gelder noch darin lägen und welche geringe

\* Aus Sozialistische „Erziehung im Hause“ von Käthe Dunder. Heft VII der Sozialdemokratischen Frauenbibliothek. Verlag Vorwärts, Berlin.

\*\* Die einzige berechtigte Übersetzung des Romans „Die Kinder des Horns“ von Jeppe Kaasjer aus dem Dänisch-Färländischen stammte von Erik Holm.

Summe seit der letzten Abrechnung ihm die vielen armen Bewerber zu entwenden vermocht hatten.

„Wahrhaftig, das ist einer, der aufzupassen weiß auf die Sachen. Er ist affkurat der Vorsteher, wie er nur sein soll!“ konnte man die Spitzen des Sprengels oft bei den Zusammenkünften vor der Kirche oder anderwärts äußern hören.

Jeden kleinen Beitrag mußten die Bedürftigen sich sozusagen mit Blut und Tränen erkaufen. Wie oft hatte Per Rätnerweiber, die die größte Not litten, schluchzend aus dem Tor treten sehen, während Hans Nielsen da drinnen hinter den Fenstern auf und ab ging und sich lachend die langen Hände rieb bei dem Gedanken, abermals einen Ansucher aus dem Felde geschlagen und die teure „Freie“ ganz und ungeschmälert bewahrt zu haben.

Darum richtete er nun seine Schuttheißenäugen scharf auf Lina und sagte:

„Ja, vorfragen könnt ihr einem alle, eins wie's andre; aber wo glaubt ihr soll das Geld herkommen? Geht vielleicht einer von euch hin und füllt die Kasse an, wenn man dasieht und alles leer ist? Aber so geht's allemal, wenn ihr was von einem wollt, da wißt ihr einen gleich zu finden, sonst kann man den Teufel was von euch haben.“

Nun rückte Per abermals ins Feld: „Soviel ich die Lina verstanden hab', ist's nicht deine Person, die sie um was angeht. Dazu ist sie wohl zu klug; aber um einen kleinen Beitrag aus der freien Armenkasse sucht sie an, die ja, soviel ich weiß, eine öffentliche Einrichtung ist. Und wer's weiß, in was für einer Verfassung die Familie jetzt ist, wird einsehen, daß sie wie nicht bald einer 'nen Anspruch hat, wenn's nach dem Rechten geht.“

Mit Mühe bezwang der Gemeindevorsteher seine Festigkeit, indem er erwiderte:

„Möchtest du auch in der Sache dein Wort dazu tun, Gebatter? Wer einen Anspruch hat und wer nicht, das bestimme ich! Abzrigens ist's nicht mein Brauch, Gemeinderatsstunde in der Leutestube zu halten und mit Knechten Verhandlung zu führen.“

Mit diesen Worten redete sich Hans Nielsen drei Ellen lang in die Höhe und schritt aus der Stube. In der Tür drehte er sich um, und indem er noch einmal seinen roten Wadenbart leuchten ließ, sagte er zu Per gewendet:

„Sei so gut und bemüß dich hinein zu mir, bevor du dich niederlegst.“

Die Kartoffelgräber, die stumme Zeugen des Wortwechsels zwischen Herrn und Knecht gewesen, polterten nun zu der Gangtür hinaus. Mit schweren Schritten suchte jeder auf den durchweichten Wegen im Dunkel das Licht seiner Hütte auf. Franz Dangaard ging mit gekrümmtem Rücken über Hans Nielsens dunklen Hofraum, löste die Haspe der Scheunentür und vergrub sich unter dem wüsten Anschlag des Kettenhundes in sein ungebettetes Lager von Stroh.

Die weinende Lina wollte noch hinein und Dorre adieu sagen, so daß sie mit unter den Lekten war.

„Ach, komm einen Augenblick zu mir her, Lina,“ rief Per, als sie dem Ausgang zuwannte.

Lina kam näher und sah Per in einem alten Lederbeutel wühlen.

„Da du von meinem Brotherrn nichts gekriegt hast, möchtest du das von mir nehmen?“ sagte er und schob ihr langsam einen Zehnkroneuschein über den Tisch hin. „Viel mehr hab' ich selber nicht, aber ich hab' doch, Gott sei Dank, noch meine graden Glieder.“

„Aber Jeseß, Per! Der himmlische Vater mag dir's lohnen, aber wie kannst du es nur entbehren?“

„Freilich geht's schwer, der Anders mag mir's zurückgeben, so wie er einmal so weit ist, daß er wieder schaffen kann. Aber ich mein', wir kleinen Leute müssen eins dem anderen ausheifen, so lang wir können; denn auf anderm Weg bekommen wir keine Hilfe.“

Jens Laanum hatte — selbst während der bewegtesten Auftritte des Abends — seine unerschütterliche Ruhe bewahrt. Während die Stimmen um ihn lärmten, hatte er scheinbar nur Sinn für den regelmäßigen Gang der Uhr. Wie er nun dasah, das Werk hoch in der linken Hand haltend, während die rechte prüfend an dem Gewichtstrang zog und er mit zurückgeworfenem Scheitel den heller gewordenen Schlägen lauschte, glich er einem mittelalterlichen Weisen oder dem Wisde des Nikolaus Kopernikus mit dem Himmelsglobus.

Die Galopp-Sofie war als eine der ersten hinausgegangen; nun kehrte sie wieder in die Stube zurück und helferte ihren Mann an.

„Möchtest dich nicht aufs Fortgehen besinnen? Ist es dir leicht lieber, wenn ein jedes allein den Weg ins Stodfinstere hinaus stolpert?“

Jens stellte die Uhr in den Bankwinkel weg, schlang den Rangensriemen über die Achsel und erhob sich.

Bevor er die Stube verließ, ging er zu dem Platz hin, wo Per saß, schüttelte ihm kräftig die Hand und sagte mit vertraulichem Nicken:

„Gute Nacht, Per! Jetzt hab' ich gesehen, daß du einer von meinen Leuten bist.“

Per sah ihm verwundert nach.

Als die Stube leer geworden war, ging Per ins Schlafzimmer zu Hans Nielsen hinein. Der saß mitten in einem Gewirr von Zirkularen, Bekanntmachungen, langen blauen Ruberis und dicken, fettigen Protokollen mit abgestoßenem Eßen und den Abdrücken ungewaschener Hände.

Hans Nielsen war eifrig damit beschäftigt, in einer kleinen Gesetzesammlung zu blättern, die in schmutzig-gelbem Umschlag vor ihm lag. Als er Pers ansichtig wurde, räusperte er sich und sagte kurz: „Du hast deine Kündigung vom 1. November.“

„So—o!“ erwiderte Per. „Da gibst du mir aber eine kurze Frist, Hans Nielsen! Ist das auch ganz, wie sich's gehört?“

„Hab mir's gedacht, daß du das sagen wirst; aber die Frist ist mehr als lang genug für dich,“ bemerkte Nielsen, „denn ich könnte dich heute abend noch vom Hofe jagen, wenn ich wollte. Und das wäre nur dein verdientes Lohn gewesen. Willst du's hier schwarz auf weiß sehen? Das sind hier nämlich die Worte des Gesetzes, wonach ein jeder sich zu richten hat.“ Hans Nielsen schlug mit dem Handrücken auf das vor ihm liegende fettige Heft:

„Willst du dich selbst überzeugen, ob ich dir nicht was vorläge oder vorschwabe, so komm nur her, mein Bester. Was steht da? Paragraph 47, vierter Absatz von unten auf: Wann Dienstboten ohne Kündigung entlassen werden können: Wenn sie sich Handgreiflichkeiten oder grobe beleidigende Äußerungen gestatten gegen den Dienstherrn, seine Familie oder irgend usw. Wünscht du noch klarere Bescheinigung?“ fragte Hans Nielsen.

„Ja, es wäre nicht ohne, wenn du mir eine Aufklärung geben tätest, auf was für eine Art ich Handgreiflichkeiten gegen dich angewendet hab,“ erwiderte Per.

„Nein, so weit bist du noch nicht gekommen; obgleich dir's am Willen dazu wahrscheinlich nicht gefehlt hat! Aber, großschnäuziger Proß! Du hast dir vielleicht eingebildet, ich tä't's nicht hören, aber mir fehlt nichts am Gehör. Hast es auch recht vernehmlich, ganz schön laut gesagt. So was laß ich mir nicht gefallen von Dienstleuten, jetzt weißt du's! Dann hast du auch — ohne mich erst um Erlaubnis zu fragen — angefangen, das leidige Arbeiterblatt einzuführen, das jetzt hier in der Gegend in Schwang kommt. Solche Durfsen aber, die kann ich auf meinem Hof nicht brauchen.“

„Hab' ich nicht das Recht, mir ein Blatt zu halten, wenn ich's mit meinem eigenen Geld bezahl? Kannst du mir nicht auch den Paragraphen zeigen?“ versetzte Per aufgebracht.

Hans Nielsen machte mit seiner langen, sommersprossigen Hand — eine blaue Krone war darauf tätowiert — eine abwehrende Bewegung und sagte: „Ich hab' ausgerebet mit dir über die Sache; du hast den Paragraphen gesehen, und auf Grund dessen bleibt's dabei, was ich sage: am 1. November kannst du gehen! — Und morgen fährst du mit den Draunen zum Schmied!“

Auf seinem Wege zur Stallkammer kam Per am Brunnentrog vorbei und hörte nun im Finstern Dorres schwere Holzschuhritte vor der Waschlüchertür. Nach einem sechzehnständigen Arbeitstag war sie noch nicht fertig, sondern ging immer noch umher und rumorte mit Milchkübel und Schweinefutter.

Per ging langsam auf sie zu und sagte:

„Zum 1. November soll ich fort.“

Es gab Dorre einen Stich in die Seite. „Aber wie kann das nur sein?“

„Es ist mir heut abend aufgesagt worden.“

„Dann mag ich auch nicht länger da sein,“ erklärte Dorre.

„Aber hast du dich nicht auch schon fürs nächste Jahr verbunden?“

Bei diesen Worten war ihr, als ob der Stummer sich mit schweren Schatten auf sie herabsenkte.

„Das halt ich nicht aus!“ Nagte sie und ging schluchzend in ihre Kammer unter der Treppe. Hier stand sie lange halb ausgekleidet mit einem Docht in der einen und einer Photographie von Per im Soldatenrock in der anderen Hand, wobei ihr die Tränen um die Wette über die groben, grauen Wangen liefen.

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Clara Jettin (Bundel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. G. W. Neß Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.